

Nr. 295. Bromberg, den 22. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

18. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Helene zog die Stirn kraus. „Ausgeschlossen, Alfred! Sollte dieser Herr wirklich irgendein gewaltsames Unternehmen ins Auge gefaßt haben, mußt du ihn davon abzubringen versuchen oder . . . für deine Person einfach streiken — — Was macht Anne?“

„Sie ist mal wieder wütend auf mich. Besuchte mich vorgestern der Capitaine Armand d'Aureville. Nun, du weißt, er liebt einen guten Tropfen. Er trank etwas mehr als nötig. Ich wurde ans Telephon gerufen und hatte eine lange Unterredung mit dem neuen Herrn. Als ich wieder ins Zimmer kam . . . na, schweigen wir.“

„Alfred!“

Forbin wandte sich Helene zu. Sie sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Bitte, keinen falschen Verdacht! Helene! Es war so, wie ich gesagt habe. Es ist mir gar nicht eingefallen, den gefälligen Kuppler zu spielen. Keine Rede davon! Du vergißt, jemehr d'Aureville trinkt, desto liebenswürdiger und zärtlicher wird er. Außerdem hast du doch auch gemerkt, daß er schon immer ein Auge auf Anne geworfen hat. Na, jedenfalls als ich zurückkam, war der Kladderadatsch da. Möglich, daß mich Anne im selben Verdacht gehabt hat wie du jetzt. Unser Abschied war jedenfalls sehr kühl. Aber nun genug davon! Wir fahren morgen nach München.“

„Sagen wir lieber übermorgen, Alfred. Morgen ist die Zwangsversteigerung der Fabrik. Das Ergebnis interessiert mich.“ —

Als sie am übernächsten Tag im Münchener Zug saßen, sagte Forbin zu Helene:

„Es war doch gut, daß wir den Tag noch in Neustadt blieben. Ist doch ganz interessant zu wissen, daß Georg durch den alten Werkmeister Konze die Laboratoriumseinrichtung gekauft hat. Wenn er sie sich jetzt nach München nachschicken läßt, zeigt das doch deutlich genug, daß er die Absicht hat, seine Arbeiten dort fortzusetzen.“

„Aber wo hat Georg das Geld her?“ fragte Helene, „das sind doch alles teure Sachen, die da drin waren.“

„Für den, der sie sich neu kaufen muß, sind sie allerdings teuer. Aber wer interessiert sich in Neustadt für so etwas? Georg hat den ganzen Kram für lächerliche dreihundert Mark gekauft. Na, und das Geld wird er wohl von seiner Tante gekriegt haben.“

*

Die Almhütte der Frau Professor Emilie Potin — der Tante Mila, wie sie von den Verwandten genannt wurde — unterschied sich äußerlich in nichts von den Hunderten anderer, die da allerorts in den bayerischen Bergen stehen, wo Almen sind. Das Innere jedoch war mit viel mehr Liebe und Sorgfalt eingerichtet, als es sonst bei Sennhütten üblich ist. Onkel Franz, der verstorbene Mann der Tante Mila, hatte sie mit den umliegenden Almen ihrer schönen Lage wegen gekauft, als er in München seinen Wohnsitz nahm.

Die Hütte lag geschützt in einer Senke, die sich nach Norden weit öffnete. Ein unvergleichlich schöner Fernblick bot sich von hier. Fast unmittelbar hinter der Hütte stürzte ein starkes Wildwasser in Kaskaden zu Tal.

Als leidenschaftlicher Bergfex verbrachte Onkel Franz zum Leidwesen der Tante Mila jeden Urlaub in der Hütte. Die zugehörigen Almen waren an die benachbarten Almbauern verpachtet, und so war's auch nach des Onkels Tode geblieben. Die Tante wollte sich von dem Besitz nicht trennen, obwohl sie seit Jahren die Almhütte nicht mehr betreten hatte. —

„Marian! Komm doch nur mal her und sieh den wunderbaren Sonnenuntergang da drüben.“

„Laß mich in Ruh mit deinem Sonnenuntergang! Wär doch gelacht, wenn wir heute abend ohne Licht dasäßen . . . der verflixte Riemen ist mal wieder zu lang. Komm lieber her und hilf mir.“

„Unsinn, Marian! Er ist nicht zu lang. Brauchst doch nur die Wellenlager etwas nachzuspannen. Dann stimmt's, muß es stimmen.“

„Meinetwegen! Probieren wir's so!“ Wieder wurde der Riemen auf die Scheibe gelegt.

„Na ja, Georg! So könnte es gehen. Hoffentlich schnappt er nicht öfter als nötig ab. Für die Mittelscheibe müssen wir unbedingt mal ein Ersatzstück kaufen.“

„Später! Jetzt mal los, Marian! Auf mit der Schütze!“

Marian würgte mit einer langen Stange ein Brett aus der hölzernen Wasserrinne. Das Wasser stürzte auf ein roh gezimmertes Rad. Das Rad begann sich zu drehen . . . schneller, immer schneller. Jetzt war es auf vollen Touren.

Georg lief ins Haus und schaltete ein. „Hurra! Die Lampen brennen.“

Marian trat in die Hütte. „Ah! Großartig, wunderbar! Aber jetzt mal schleunigst die Akkumulatoren angeschlossen, daß wir die wieder voll kriegen. Die lechzen nach Strom, seitdem sie in Neustadt abgebaut wurden.

Da haben wir doch wirklich Glück gehabt. Wenn ich so denke . . . das ganze Labor einschließlich Dynamo und Verstärker hat der alte Konze für dreihundert Mark ersteigert . . . na, für heute aber Schluß! Wir haben die letzten Wochen geschuftet wie die Wilden. Morgen früh wird es das erste sein, daß wir unseren Verstärker und die Antenne mal ausprobieren.“ —

Die Morgensonne war eben über die Almwiesen heraufgekommen. Die beiden standen in der Tür der Hütte und schauten nach der Hohen Alm.

„Da kommt die Katrin!“ rief Marian und deutete mit dem Finger nach einer Frau, die eine Kiepe auf dem Rücken, hinter einem Wäldchen hervortrat. „Gleich werden wir die Probe aufs Exempel machen können.“

Die alte Katrin, eine Sennerin von der Hohen Alm, besorgte den beiden bisweilen Lebensmittel aus dem Dorf. Marian ging in die Hütte zurück, Georg wartete, bis die Frau näher herangekommen war und winkte ihr zu. Als sie noch etwa hundert Meter entfernt war, verlangsamten sich ihre Schritte. Sie blieb stehen. Georg winkte ihr

heftig. Die Frau schwenkte wie hilflos die Arme. Dann . . . plötzlich ging sie wieder weiter.

Als sie an die Hütte gekommen war, war sie total verwirrt. Erschöpft ließ sie sich auf die Bank vor der Hütte niederfallen. Georg fragte in teilnehmendem Ton:

„Was war denn, Katrin? Warum bliebt Ihr denn plötzlich stehen?"

„Ja, Herr . . . ja, Herr Assenryk . . . das weiß ich nicht . . . mir war auf einmal" . . . fuhr sie stotternd fort, als hätte mir einer gesagt . . . ich dürfe nicht weitergehen . . . als hielte mich was fest . . . ich weiß gar nicht, was das war . . . mir ist der Schreck so in die Glieder gefahren . . was kann das nur gewesen sein?"

„Ja, Katrin! Das ist ja eine komische Sache. Das verstehe ich beim besten Willen nicht. Vielleicht schlecht geschlafen heut nacht?" meinte Georg lachend. „Wartet mal ein bißchen." Gleich darauf erschien er mit einer Flasche in der Hand. „Hier, Katrin! Einen kleinen Enzian auf den Schreck!"

Der Enzian tat seine Wirkung. Nach einiger Zeit stand die Alte auf und ging weiter. Lachend sahen Georg und Marian ihr nach, wie sie immer wieder den Kopf schüttelte über das, was ihr da passiert war.

„Es klappt, Marian. S' kommt kein Teufel näher als hundert Meter gegen unseren Willen an die Hütte 'ran. Jetzt werde ich mal gleich zu dem Stenmoser gehen und ihm seinen Hund abkaufen. Der Köter meldet ja schon, wenn er von weitem einen Menschen kommen sieht."

„Noch besser wäre es allerdings, Georg, wenn es dir glückte, auch hinter das Geheimnis des verlorengegangenen Plattenteils zu kommen. Was du da vermutest, hat manches für sich. Versuche doch mal, wenn du jetzt ins Dorf gehst, ob du nicht Material bekommen kannst, um ein paar solide Platten daraus zu machen. Ich denke, wir könnten dann auch auf noch größere Entfernungen wirken, ohne daß wir unseren eigenen Kopf zu Hilfe nehmen müßten."

„Da hast du ja wohl recht, Marian. Meiner Meinung nach hat auf dem abgesprungenen Teil von Allgermissens Wachsplatte ein in schnellem Wechsel verschiedener Wellenlängen gegebener Ankündigungsbefehl gestanden, der Menschenhirne verschiedenster Eigenschwingung auf die gewünschte Welle abstimmte. Ich kann mir denken, daß das ganz interessante Versuche für uns werden könnten. Jetzt, wo wir vollkommen eingerichtet sind, habe ich Zeit, mich mal damit zu beschäftigen."

Schon in der folgenden Nacht mußte ihr Verstärker zum zweiten Male seine Künste zeigen. Sie lagen in festem Schlaf, als der Hund, der vor der Hütte angebunden war, kräftig anschlug. Murrend stand Georg auf, öffnete das Fenster und drohte dem Hund, still zu sein. Doch der ließ sich durch nichts beruhigen. Instinktmäßig ging Georg vom Fenster zurück und schaltete einen Hebel ein.

„Na, Georg, was machst du da?" rief Marian, der jetzt erst munter wurde. „Meinst du, der Nero draußen witterte einen Menschen in der Nähe?"

„So ganz ausgeschlossen ist das nicht", sagte Georg, „ich will mal nachsehen, bleib du ruhig hier und . . . denk dran!"

Georg warf sich einen Mantel um, zündete eine Laterne an und trat vor die Tür. Draußen nahm er den Hund an die Leine, flüsterte ihm zu: „Such, Nero!"

Sofort warf sich der Hund in den Riemen und zog mit voller Gewalt in die Dunkelheit los. Nur mit Aufwendung aller Kraft konnte Georg den Hund bändigen, der immer wütender wurde.

Da glaubte er etwas Dunkles vor sich zu erblicken. Er hob die Laterne und sah einen Menschen. Noch ein paar Schritte näher und da . . . stand Herr Alfred Forbin.

„Ah, guten Abend, Herr Forbin! Haben Sie sich verirrt . . oder wollten Sie mich wirklich so spät noch besuchen? Vielleicht gar mir ein neues, günstiges Angebot von den bewußten Pariser Leuten machen . . . Einerlei! Bitte, kommen Sie mit."

Es wäre zweifellos sehr interessant gewesen, das Gesicht Forbins in diesem Augenblick zu photographieren. Alle Ausdrücke des Schreckens, der Wut, der Scham, des Ärgers waren in stärksten Farben darein gemalt. Doch als er in die Hütte kam, hatte er sich wieder völlig in der Gewalt. Gewohnt, aus allen Blüten Honig zu saugen, war er sogar in bester Laune, als er Marian begrüßte und mit guter Schauspielerkunst einen Wortschwall von Ausflug zur Hohen Alm . . . in die Irre gelaufen und so weiter vom Stapel ließ.

Da es bei der starken Dunkelheit ausgeschlossen war, noch den Rückweg nach dem Dorf anzutreten, wurde er aufgefordert, in der Hütte zu übernachten. Während Georg und Forbin am Tisch saßen und sich angeregt unterhielten, ging Marian in den Nebenraum. Als er nach einiger Zeit zurückkam, nickte er Georg zu.

„Ja, Herr Forbin, fürstliche Unterkunft können wir Ihnen leider nicht bieten", sagte Georg. „Ich habe Ihnen drüben in unserem Labor ein notdürftiges Lager zurechtmachen lassen. Kommen Sie bitte mit."

Forbin freute sich innerlich wie ein Schneekönig, als er dies hörte. Ein Griff an seine rechte Hosentasche überzeugte ihn, daß die elektrische Taschenlaterne und der kleine Photoapparat vorhanden waren. „Müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich in dieser Nacht nicht allerhand erhaschte. Ich werde kein Auge zutun." . . . Daß über seinem Lager ein paar Drähte gespannt waren, beachtete er nicht weiter. — — —

Als Alfred Forbin am nächsten Morgen erwachte, glaubte er in seinem ganzen Leben nie so gut und fest geschlafen zu haben wie in dieser Nacht. Taschenlampe und Photoapparat waren gänzlich unbenutzt geblieben. —

Kaum, daß er außer Hörweite der Hütte war, brachen die beiden in unbändiges Gelächter aus.

„Der Scherz war wirklich hervorragend, Marian. Er entschädigt uns für die nächtliche Ruhestörung und dafür, daß immer einer von uns am Verstärker sitzen mußte, um Forbin in tiefen Schlaf zu wiegen und darin zu halten." —

Mochten bei jenem rätselhaften Abenteuer Forbins auch anderen die Ohren geklungen haben? . . . Herr Forestier und Frau Helene, die im Restaurant des Hotel Bristol in München saßen, unterbrachen ihr Gespräch über Erinnerungen an Monte Carlo . . . Ob Forbin wohl die Hütte ausfindig gemacht habe, ob er nicht bald käme? dachten und fragten sie gleichzeitig. Forestier machte den Vorschlag, auf jeden Fall zu warten, bis Forbin käme. Er deutete auf die Umgebung.

„Gutes internationales Publikum hier im Hotel Bristol, meine Gnädige. Werden wir später etwas tanzen?"

Er schaute Helene mit verlangenden Blicken an. Die nickte, während ein ironisches Lächeln um ihre Lippen spielte. Dieser gute Forestier schien sich in der Rolle des Don Juan zu gefallen. Sie ließ einen mitleidigen Blick über das verlebte Gesicht, über die trotz aller Eleganz dürftige Gestalt des Südfranzosen gleiten. Ihre Augen gingen zu dem großen Pfeilerspiegel gegenüber.

Was der da im Reflex des tausendkerzigen Lusters zurückwarf, ließ sie mit Wohlgefallen ihr eigenes Bild betrachten. Jung, schlank, hübsch, mit sehr regelmäßigen Zügen, konstatierte sie befriedigt. Das kastanienbraune Haar mit einem interessanten Schimmer ins Rötliche, die natürliche, liebenswürdige Anmut ihrer Erscheinung . . .

Alles schon hinreichend, sich die Männer zu unterwerfen. Rechnete sie noch dazu, was in ihrem Inneren an geheimen Kräften, Künsten schlummerte, so ersehnte sie sich so manchmal in Gedanken einen Gegner stärksten Wesens, stärksten Widerstandes. Einen Mann, über den zu triumphieren höchste Genugtuung sein würde. — —

Ein Herr, der im Hintergrund des Saales gesessen hatte, trat an ihren Tisch. Nach einer leichten Verbeugung gegen Helene streckte er Forestier die Hand entgegen.

„Ah, Herr Forestier! Sehr erfreut, Sie wiederzusehen. Wie geht es Ihnen?"

Forestier sprang auf, verneigte sich. „Gestatten Sie, meine gnädigste Frau Forbin, Ihnen Herrn Shugun aus Tokio vorzustellen. Würden gnädige Frau erlauben . . ."

Eine Handbewegung Helenes. Mit einer dankenden Verbeugung nahm der Japaner Platz. Während Forestier und der Herr aus Tokio einige Bemerkungen austauschten, ließ Helene ihre Blicke prüfend über dessen Gesicht gehen.

(Fortsetzung folgt.)

„Christkindlspiel" der deutschen Bauern in Ungarn.

Von Richard Busch-Zantner.

Es ist selbstverständlich, daß man in dem weiten Siedlungsraum der deutschen Kolonisation in Ungarn das „Christkindlspiel" je nach Gegend und Volksstamm in höchst verschiedenen Formen antrifft; in der Umgebung Preßburgs ist es naturgemäß anders als in der Schwäbischen Türkei unten im Süden, in der die Texte meist viel einfacher sind. Auch die Auswahl der Spieler wechselt, und während unten in der Tolnau und Baranya fast ausschließlich zehn- bis fünfzehnjährige Mädchen als Darsteller herangezogen werden, und außerdem dort die Tradition und „Regie" der nur mündlich überlieferten Texte ganz allein von alten Frauen, Bauern und anderen „Abrichtern" besorgt wird, nimmt sich anderswo die „Intelligenz" der Sache an, und der Dorfschulmeister höchstselbst betreut seine Spieler; um Preßburg ist es überdies Sitte, daß nur Buben am Spiel beteiligt sind, Mädchen lehnt man ab.

Etwa mit dem Oktober beginnt die Vorbereitungszeit. Heiliger Ernst herrscht in diesen Wochen. Solange die Burschen ihre Rollen lernen, bleiben sie zu tadellosem Lebenswandel verpflichtet. Auch darf im Dorf während der ganzen Spielzeit keine Drehorgel hörbar werden, jegliche weltliche Musik ist eingestellt, ja sogar das vergnügte Pfeifen während der Arbeit.

Der Text wird nach einem gewissen Rhythmus gesprochen — nur die „ganz heiligen" Personen singen —, der sich genau ans Marschtempo anschließt, denn es besteht vielerorts, zumal in der Preßburger Gegend, die Sitte, daß die Spieler beim Vortrag je Silbe einen Schritt tun und dann bei der letzten Silbe des Verses sich wenden, so daß also eine gewisse Bewegung in die Handlung kommt. Klappt alles vortrefflich, so wird, gewöhnlich am ersten Adventssonntag, mit dem Spielen begonnen. Die ganze Spielschar findet sich zum „Auszug" zusammen, bildet eine längliche Prozession, eröffnet vom „Sternträger", der den Bethlehemstern voranträgt, und bewegt sich unter dem Absingen frommer Kirchenlieder zum Spielsaal. Dort stellt sie sich vor der Tür halbkreisförmig auf und singt den „Sternsang" als Begrüßung. Er beginnt:

„Jr liben meine singer fangts tapfer an
zu grueßen wolln wirs heben an."

Dann folgt der Gruß, angefangen mit einer Reverenz vor Sonne, Mond und Sternen, bis zur Regierung herunter. Übrigens mag noch einiges an altgermanischen Kulterinnerungen in diesen Liedern stecken, denn der Anfang mit der Begrüßung der Gestirne läßt sehr an die uralte germanische Bedeutung des Weihnachtsfestes als Wintersonnenwende zurückdenken, und auffallenderweise schließt auch der „Sternsang" mit einer Anrufung der Sterne, indem der „Hürewagen" genannt wird, den wir Heutigen als „Großen Wagen" oder „Bären" kennen:

„so grueßen wir euch durch den Hürewagen,
der durch den Himmel tut herumb fahren."

Höchst notwendig zu einem richtigen Weihnachtsspiel ist der Teufel. An ihm und an seiner Maske hängt die ganze Phantasie der deutsch-ungarländischen Bauern, die ganze furchtsame Liebe der männlichen Jugend, die vor ihm so sehr Angst hat und doch so gern auch „Teufel" spielen möchte, um ja nur recht viel Schabernack stiften zu können. Er bildet ein Grundelement des religiösen Volksspiels, er fehlt nie, darf nicht fehlen, denn man braucht ihn dazu, den Sieg des Himmels recht deutlich sichtbar zu machen. Der Teufel muß Stühle in den Saal schleppen, er muß mit dem Horn tutend durch das Dorf laufen und die Zuschauer sammeln, er muß dienen und Possen spielen, er darf sich nur lächerlich machen, und das ist der Zweck seines Daseins.

Die Aufführung des Stückes vollzieht sich meistens derart, daß die Schar von Haus zu Haus zieht und dort gegen Spenden, die dann unter die Spieler verteilt werden, das ganze „Gesätzl" herunterrast. Das Spiel verliert dadurch — denn wenn es, was vorkommt, hundertmal und mehr an einem Tag „aufgeführt" wird, geht die Teilnahme der Spieler begreiflicherweise verloren. An manchen Orten allerdings wird es in einem Saal aufgeführt, im Pfarrhaus, in der Schule, beim Wirt oder sonstwo. Mit Kulissen ist man bescheiden. Ein bequemer Stuhl von ansehnlicher Größe wird in die Mitte gestellt, darauf sitzt der Hauptspieler, und man weiß nun, daß dieser in gewissem Sinne „städtische" Stuhl Jerusalem darstellen soll, während ein großer ländlicher Bauernschemel als Zeichen für Bethlehem gilt; also eine Bühne von herzlichster, ja rührendster Naivität. Sollen doch noch Zweifel über Ort und Szene entstehen, so hat der „ansagende" Erzengel Gabriel die Pflicht, in wohlgesetzten Sprüchen darüber aufzuklären, und bei den Bethlehemszenen hält Joseph mitunter ein Strohhäuschen in der Hand, was kurz und bündig andeuten soll, daß man sich jetzt in einem Stall befinde. Manchmal auch wird der Szenenwechsel durch Abgehen und Wiederkommen des Chores bezeichnet, der dann entsprechend aufklärende Lieder singt, während die Hauptspieler unbeweglich stehen bleiben. Das scheint ein Vorgang zu sein, der an das Vorbild antiker Dramen anknüpft und vielleicht durch die geistliche Oberaufsicht über die Spiele hereingetragen wurde. Immerhin wäre es interessant, den einzelnen Elementen solch eines Spieles nachzugehen. Einer der Ahnen des „Christkindlspieles" ist jedenfalls das Geistliche Drama gewesen. Im Sammelbecken der Volkskunst steckt mehr an lebendigem Kulturgut als man ahnt.

Auch sonst muß man staunen, wie treffend das Volk mit einfachsten Mitteln köstlichste Regie zu erfinden weiß. Schon die Kostümierungsfrage. Ein Leinenhemd über die Kleidung gezogen und ein Kopfputz über dem Haar kennzeichnet den „Engel", Joseph und die Hirten treten so auf, wie eben Handwerker und Hirten in einem ungarischen Bauerndorf sich kleiden. Der König Herodes, seine „Offiziere" und die drei Könige werden als ungarische Magnaten, als „Landtagsherren" gekleidet.

Für alle anderen Spielfeinheiten bescheidet man sich mit Andeutungen, etwa indem der Mohrenkönig, statt sich anzustreichen, einfach einen schwarzen Schleier vors Gesicht hält. Um anzuzeigen, daß von den Schriftgelehrten des Herodes einer zum Tode verurteilt sei, genügt es, ihm um den Hals einen roten Tuchstreifen zu binden.

Ähnlich ist es mit der dramatischen Regie des Spieles. Der Text ist freilich besser gemeint als gelungen, nur die Offenheit erscheint an ihm schön, und die grobe Komik gehört schließlich hinein; denn Bauern können kein Weihnachtsspiel voller Mysterien und Gefühle gebrauchen, besonders, wenn diese Bauern im Osten auf Grenzwacht stehen. Herodes beispielsweise weiß beim Fehlschlagen des Kindermordes gar nichts anderes zu tun, als möglichst demonstrativ den Kopf auf die Brust sinken zu lassen und zu sagen:

„Ach, ach und nochmals ach,
wie wird mir doch so schwach!"

Das unzweideutigste aber an sinnfälliger Idee ist die Darstellung des Hirtentraumes: Die Hirten liegen auf dem Bauch auf dem Feld und schlafen, dann kommen die Engel und treten zwecks sinnbildlicher Traumeingebung auf ihnen herum, was sicher kein Vergnügen für die armen Hirten ist. Aber sie dürfen das Gesicht nicht verziehen, denn erstens schlafen sie ja, und dann treten Engel immer ganz leise auf, sie schweben ja, so daß man doch nichts merken kann ... Und wenn die Hirten ihren Traum erzählen, so wenden sie einander den Rücken zu — einfaches Symbol dafür, daß sie voneinander unbeeinflußt berichten.

Jahrhundertelang ist dies Weihnachtsspielen im deutschen Ungarland üblich gewesen. Dann kam der Umsturz und der große Nachkriegsfeldzug gegen alles, was deutsch ist. Trotzdem lebt heute aber das deutsch-ungarische Weihnachtsspiel noch immer, und der Dialekt, der da zur Christnacht in der Schwäbischen Türkei oder am Neusiedlersee oder am Schwabenberg die deutsche Weihnacht kündet bezeugt, daß er nicht verschwinden will.

Rund um den Lichterbaum.

Von „bunten Tellern“ und sonstigen weihnachtlichen Genüssen. — Das schönste Weihnachtslied. — Knecht Ruprecht, eine Erinnerung an uralte Vorzeit?

Von H. Ernst Uhde.

Über das erste Auftreten der lichtergeschmückten Tanne beim deutschen Weihnachtsfeste gehen die Ansichten einigermaßen auseinander. Immerhin darf man annehmen, daß es nicht mehr als ein Jahrhundert zurückliegt. Innerhalb dieser verhältnismäßig kurzen Frist hat der Weihnachtsbaum, mit bunten Sternen, glitzernden Glaskugeln, vergoldeten Nüssen und allerlei Leckereien geschmückt, sich zum unbestrittenen Mittelpunkt nicht nur des Weihnachtsfestes der Deutschen, sondern auch noch einer ganzen Reihe anderer Völker zu machen verstanden.

Das große Fest der Freude für alle Beschenkten und beinahe noch größere für die Schenkenden selbst braucht einen Platz, wo alle die vielen Gaben erstanden werden können. Heute sind es vornehmlich die zahlreichen Geschäfte jeder Art, die alle nur denkbaren zu Geschenken geeigneten Gegenstände in ihren Auslagen verlockend anbieten. Früher gab es zu diesem Zwecke einen besonderen Weihnachtsmarkt, von dem sich heute allerdings nur Spuren erhalten haben. Schon im 17. Jahrhundert hatten Städte wie Ulm oder Augsburg ihren Nikolausmarkt und Nürnberg seinen Christkindleinsmarkt.

Auch Berlin wies bereits im 18. Jahrhundert einen Christmarkt auf, der in der Breitenstraße abgehalten wurde. Er war charakteristisch für alle derartigen Märkte jener Zeit. Man traf auf ihm Besucher jeden Ranges, jeden Alters und jeden Standes. Er bildete sich allmählich zum Volksfest aus, das schließlich alle Straßen und Plätze um das Schloß mit seinem Lärm füllte.

Der alte Weihnachtsmarkt hat sich nur in einem Punkte noch in alter ehemaliger Bedeutung erhalten, im Markt der Weihnachtsbäume. In allen deutschen Städten erhebt sich wenige Wochen vor dem Fest auf fast allen Plätzen plötzlich ein herrlich duftender grüner Wald. Es sind die Tannenbäume, die aus dem Harz, aus Thüringen und dem Schwarzwald kommen und den wunderbaren Duft der heimischen Wälder in die Städte tragen.

Auf wenigen Weihnachtstischen, mögen sie auch nur ärmlich sein, fehlt am Heiligen Abend der „bunte Teller“, gefüllt mit Pfeffernüssen, Äpfeln, Nüssen und allerlei kleinen Kuchen. Er gilt vielfach als Sinnbild dafür, daß auch außer dem täglichen Brot es noch manche guten Dinge gibt, die man im kommenden Jahr zu erhalten hofft. Auch für die Armen wird zu Weihnachten gesorgt, vor allem, seit in jüngster Zeit das Winterhilfswerk die Sache in großzügiger Weise in die Hand genommen hat. Von den großen Massenbescherungen früherer Jahre will man diesmal absehen und — was auch dem Sinn des Festes weit besser entspricht — die Feier in die einzelnen Familien verlegen.

Nicht überall in deutschen Landen findet die Bescherung schon am Heiligen Abend statt. Im Bergischen, in der Gegend von Magdeburg und vielfach auch in Bayern werden die Geschenke erst am Morgen des ersten Weihnachtstages gegeben. Daß da manches Kind die Nacht vorher nicht schläft, weil ihm vor freudiger Erwartung das kleine Herz klopft, braucht nicht weiter erwähnt zu werden.

Die ganze Zeit vor Weihnachten ist bereits mit der Besorgung und dem Anfertigen der Geschenke erfüllt. Da kommt es denn sehr darauf an, seine Gaben vor dem zu Bedenkenden geheim zu halten, und großer Scharfsinn wird zu diesem Zwecke häufig aufgewandt. Vielfach kommen um diese Zeit auch noch alte Bräuche zu Ehren. In Mitteldeutschland, in dem Gebiet, das sich von Thüringen und dem Harz bis nach Oberschlesien und vom Fichtel- und Erzgebirge bis zur Ostsee erstreckt, kommt vom Andreasabend oder auch vom ersten Adventssonntage ab der Knecht Ruprecht in die Häuser. In umgekehrtem Pelz, mit dichtem langen Bart, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, in der einen Hand die Rute, mit einem Sack auf dem Rücken oder auch einem großen Korb in der freien Hand erscheint er plötzlich im Zimmer, wo die Familie friedlich um die trauliche Lampe sitzt. Mit tiefer, rauher Stimme erkundigt er sich nach dem Verhalten der Kinder, läßt sie kleine Verse oder Sprüche aufsagen und verteilt, wenn er mit dem Vernommenen zufrieden war, Nüsse, Äpfel und Honigkuchen. Zuweilen klopft er auch nur geheimnisvoll und wirft seine Gaben, ohne näher zu treten, durch die halb geöffnete Tür. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich auch beim Knecht Ruprecht um die Erinnerung an die eine oder andere heidnische Gottheit unserer Vorfahren.

Eine Eigenheit des deutschen Weihnachtsfestes, die sich allerdings auch in anderen Ländern, vor allem Italien, findet, ist die Weihnachtskrippe. Besonders in Tirol, Oberbayern und München wird auf ihre Herstellung oft großer Fleiß und viel Sorgfalt verwandt. In einfacherer Form findet sie sich aber auch in fast allen übrigen deutschen Landschaften, wo sie, nachdem sie zeitweise ein wenig in den Hintergrund gedrängt war, neuerdings wieder zu erhöhtem Ansehen gelangte.

Zu Weihnachten wird im ganzen Vaterlande von allen, die es sich irgendwie leisten können, gut gegessen. Auf die zahlreichen Genüsse, die da aufgetischt werden, sei hier nicht näher eingegangen, nur das deutsche Weihnachtsgebäck sei erwähnt, das sich zunehmender Beliebtheit erfreut. Da ist der Honig- oder Lebkuchen in seinen verschiedenen Formen, den man in Nürnberg besonders lecker zuzubereiten versteht, und der im Nordwesten Deutschlands bevorzugte gewürzte Spekulatius. Man backt ihn in zahlreichen Formen, die mit der Weihnachtsgeschichte in Verbindung stehen. Von Dresden aus hat sich zudem der Christstollen in immer stärkerem Maße den deutschen Weihnachtstisch erobert.

Unsere Plauderei „Rund um den Lichterbaum“ wäre nicht vollständig, wollten wir nicht auch der Weihnachtslieder gedenken, ohne die das schöne Fest einfach undenkbar ist. Zu Hunderten sind sie im Laufe der Jahrhunderte dem deutschen Geist entsprungen, von dem Liede an, das schon im elften und zwölften Jahrhundert zu Aachen die Schöffen in der Christnacht auf ihrem Wege zum Dom sangen, bis zu dem wohl schönsten Weihnachtsliede, das vor etwa einem Jahrhundert zu Salzburg einem einfachen Lehrer sein Entstehen verdankte: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Es gibt wohl kein deutsches Haus, in dem diese Weise nicht am Heiligen Abend oder in den Weihnachtstagen gesungen würde.





„Kameraden, einer von uns muß sich aufopfern, sonst riskieren wir, daß er an jemand anders die Jagd verpachtet!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.